# Ein Pistolenschuß.

Kriminal-Roman von **Heinrich Lee,**

(3. Fortsetzung.)

Tante Pinchen wurde aufgerufen. Ihre Vernehmung machte dem Herrn Amtsrichter ziemliche Schwierigkeit, und nur mit Mühe war ihr beizubringen, daß sie persönlich in keiner Weise etwas dabei zu erleiden habe, aber ihre Aussagen ergaben in keinem Punkte mehr, als diejenigen Regatens. Die beiden Damen waren vorläufig entlassen. Es erfolgte an demselben Vormittag auch noch einmal die Vernehmung Schmiedeckes, des alten Scholz, der beiden Buchhalter, des Lehrlings und der Köchin Anna. Im Wesentlichen ergab sich kein neues Moment. Anna hatte, wie Schmiedecke bekunden konnte, etwa zehn Minuten nachdem sich die Herrschaft entfernt, das Haus verlassen, und bis dahin hatte sie kein fremdes Wesen darin gesehen. Aehnliches sagte der alte Scholz aus, er hatte während der Woche fast fortwährend den Hof vor Augen gehabt, aber keine menschliche Seele darin bemerkt. Um das kritische Zimmer des „Herrn", das ja ebenfalls nach dem Hofe zu lag, aus dem man die Vorgänge darin auch gut hätte beobachten können, hatte er sich natürlich nicht bekümmert. Nur einmal, als er in nicht zu weiter Entfernung davon vorüberging, kurz bevor der Schuß fiel — erst nachträglich, erst beim Verhör, als der Herr Amtsrichter ihn ihn mahnte, sein Gedächtniß anzustrengen, war es dem Alten eingefallen —, nur dieses eine Mal war es ihm gewesen, als ob aus dem Zimmer oder wenigstens aus dem Wohnhause Stimmen herauskämen. „Was für Stimmen?" fragte der Herr Amtsrichter. Aber Genaueres konnte der Alte nicht sagen. Es war nur, wenn ihm jetzt „richtig zu Muth war, ein verhallender Laut gewesen. Er hatte eben nicht weiter darauf geachtet. Vielleicht täuschte er sich ja auch. „Wenn ihn der Amtsrichter nicht so gemahnt hätte, so hätte er auch gar nicht mehr daran gedacht." Obwohl diese Aussage des Alten etwas Neues war, so wußte Amtsrichter Braunfisch doch aus seiner Praxis, was er davon zu halten hatte. Eine unsichere Aussage war verwirrender als gar keine. Namentlich basirten solche Aussagen auf nachträglichen Selbsttäuschungen oder auf dem Wichtigkeitsgefühl, das sich mancher Zeugen bemächtigte. Hätte der Alte in der That eine solche Stimme gehört, so müßte sie, um durch das Fenster zu dringen, sehr laut gewesen sein. Es müßte ein Disput, ein Streit gewesen sein. Dem aber widersprach der ganze Thatbefund. Nicht in einem Disput, nicht in einem Streit, sondern im Schlafe war der Todte ermordet worden. Immerhin mußte das vage leugniß zu Protokoll genommen werden. Schade um die Tinte und das Papier.

Was Schmiedecke betraf, so hatte er im Gefühle seiner heutigen Bedeutung auf seinem schwarzen Sonntagsrock seine sämmtlichen Militär-Auszeichnungen angelegt, er hatte in seinen jungen Jahren in Potsdam bei der Garde gestanden und seitdem eine Art Berliner Dialekt und Wesen an sich behalten, durch die er sich gebildeter vorkam. „Herr Amtsgerichtsrath," sagte er — als bewanderter und, wie eben bemerkt, gebildeter Mensch pflegte er betitelte Mitmenschen immer um eine Rangstufe zu erhöhen — „Herr Amtsgerichtsrath, bevor Sie mich vernehmen, möchte ich mir eine ergebenste Meinung erlauben. Ich habe einen Freund, der ist Schlosser, und der kennt den Geldschrank von Herrn Rosenau ganz genau. Warum? Weil er aus der Fabrik ist, wo der Schrank gemacht worden ist. Soll ich Ihnen sagen, was mein Freund meint? Wer das Schloß nicht ordentlich kennt, meint er, der bringt's auch nicht auf — auch nicht mit die Schlüssel. Wenn Einer also das Geld rausgenommen hat — ein Fremder war's nicht. Oder Herr Hollfeld müßt's gewesen sind — na, und davon kann doch nicht die Rede sind. Also meint er, und das mein' ich auch: alles das Zeug, daß ein Fremder dabei im Spiele ist, ist Quatsch. Die Sache liegt eben so — ganz unter uns Beiden gesagt, Herr Amtsgerichtsrath, und es braucht ja auch sonst Niemand was davon zu wissen — Herr Rosenau hat sich das Leben genommen. Warum? Du lieber Gott, das fragen die Leute immer, wenn Einer so 'ne Sache macht, ohne daß man gleich einen Grund sieht. Die reichen und die anständigen Menschen haben auch ihren Kummer, ohne daß er ihnen gleich jedesmal im Gesicht steht, und so wird's eben auch bei Herrn Rosenau gewesen sind."

„Scheigen Sie jetzt," schrie der Herr Amtsrichter.

„Nanu?" fuhr Schmiedecke betroffen zurück.

„Sie werden hier nur um Ihr Zeugniß, nicht um Ihre Meinung befragt. Antworten Sie nur auf das, was Sie gefragt werden."

Was Schmiedecke darauf antworten konnte, war, im Allgemeinen nur die Wiederholung von gestern.

Eine sehr langwierige Sache versprach die Vernehmung des Fabrikpersonals zu werden. Es lag zum Beispiel die Möglichkeit nahe, daß sich Jemand von den Arbeitern während der Mittagstunde in dem Innern oder sonstwo an einer verborgenen Stelle im Hause eingeschlichen hatte. Es war also nothwendig, daß von jedem Einzelnen sein Alibi nachgewiesen wurde. Schon am frühen Morgen hatte der Amtsrichter einen Boten hinaus geschickt nach der Fabrik, der ihm die Lohnliste brachte. Bei ihrem großen Umfange versprach sie mehrere Tage in Anspruch zu nehmen.

Was die Vernehmung Hollfeld's betraf, so hatte sie der Herr Amtsrichter aus einem besonderen Grunde für den Nachmittag festgesetzt. Hollfeld schien ihm von allen Personen, die vorläufig bei der Sache in Betracht kamen, die wichtigste zu sein. Er wollte sich mit diesem Herrn Hollfeld in aller Muße beschäftigen, deshalb hatte er sich eigens für ihn den ganzen Vormittag vorbehalten.

Es war wieder ein so heißer Tag wie gestern. Unbarmherzig brannten draußen auf den menschenleeren Straßen wieder eine wahre Kochofengluth. Der Aufenthalt in den Korridoren des Gerichtsgebäudes, dessen alte dicke Steinpfeiler eine angenehme Kühle verbreiteten, war dagegen ein wahres Labsal. Auf den an den dicken Mauern entlang laufenden Bänken saßen die Leute mit ihren Vorladungsschreiben und wischten sich aufathmend den Schweiß von der Stirne. So konnte ein Gerichtsgebäude auch sein Angenehmes haben, wenn Einem das auch heute wohl zum ersten Male zum Bewußtsein kam.

„Herr Hollfeld!" erscholl die Stimme des Gerichtsdieners durch den kühlen langen Gang.

Er ließ die Thür offen — Hollfeld trat ein.

„Ich habe noch eine Anzahl Fragen an Sie zu richten," begann Amtsrichter Braunfisch, „nehmen Sie Platz.

Hollfeld setzte sich.

„Sie haben, wie mir nachträglich bekannt wird, Herrn Rosenau sehr nahe gestanden, nicht nur im geschäftlichen, sondern auch im rein menschlichen Sinne?"

Der Amtsrichter faßte bei dieser Frage sein Gegenüber genau in's Auge. Ruhig begegnete Hollfeld seinem Blick.

„Jawohl!" erwiderte er.

„Herr Rosenau hat häufig Berathungen mit Ihnen gehabt, das besagt also, Sie waren häufig mit ihm allein, Sie hatten jederzeit Zutritt zu ihm, auch in seine Privatgemächer?"

„Allerdings!"

„Hm."

Amtsrichter Braunfisch strich sich seinen Schnurrbart. „Wollen Sie mir nun ganz genau erzählen, was Sie am gestrigen Morgen mit Herrn Rosenau zu thun gehabt haben, wann und wo Sie mit ihm zusammen gewesen sind, wie lange und so weiter."

Hollfeld hatte, wie aus seiner präzisen Antwort hervorging, diese Frage wohl erwartet und sich darauf vorbereitet.

Wie an jedem anderen Morgen, so hatte er auch an diesem kurz nach acht Uhr das Contor betreten, wo Herr Rosenau bereits an seinem Schreibtische saß. Dann nach einer Viertelstunde hatte er sich in die Fabrikräume begeben. Wenige Minuten vor zwölf war er nach dem Contor zurückgekehrt, wo er, nachdem Herr Rosenau dasselbe bereits verlassen, noch bis etwa 1 Uhr gearbeitet hatte.

„Wie? Was?" unterbrach ihn Braunfisch erstaunt, — „aber von zwölf bis zwei war doch die Mittagspause, oder gilt diese nur für das Fabrikpersonal?"

Hollfeld lächelte ein wenig.

„Als Stellvertreter von Herrn Rosenau, als Leiter eines derartigen Betriebes habe ich eben mehr zu thun als Andere. Ich war nicht nur an diesem Tage, sondern überhaupt sehr häufig genöthigt, über Geschäftsschluß in der Fabrik zu bleiben."

Allerdings, diese Erklärung war ziemlich stichhaltig.

„Gut also," fuhr der Herr Amtsrichter fort — „und dann, wie Sie sagen, um etwa ein Uhr haben Sie also die Fabrik verlassen?"

„Jawohl."

„Der Zeuge Schmiedecke hat nun zu Protocoll gegeben, daß Niemand, ohne daß er selbst das Hofthor öffnet, die Fabrik verlassen kann."

„Das ist richtig. Nur hat er wohl nicht an mich gedacht, und daß ich einen Schlüssel zu dem Thore habe."

„Ist dieser Schlüssel andauernd in Ihren Händen geblieben?"

„Ich trage ihn an einem Bunde, selbst in der Nacht lasse ich ihn nicht von mir, ich bewahre ihn mit den übrigen dann unter meinem Kopfkissen."

„Gut, und nachdem Sie die Fabrik also verlassen, haben Sie Herrn Rosenau nicht wieder gesehen?"

„Doch!"

„Wie?"

„Es fiel mir nachträglich ein, daß ich mit Herrn Rosenau noch etwas Dringendes zu besprechen hatte, etwas Geschäftliches. Vielleicht, dachte ich mir, schlief er noch nicht. Ich ging durch den Garten, klopfte an sein Zimmer, ich hatte mich nicht getäuscht, er war noch wach. Es waren aber nur wenige Worte, die ich mit ihm zu reden hatte, dann verließ ich ihn wieder."

Diese Aussage Hollfeld's bewirkte, daß selbst der Schreiber, der in gleichgiltiger Geschäftsmäßigkeit dasaß und vermuthlich von dem Glase Bier träumte, das er nachher trinken wollte, wie alarmirt zu ihm hinsah.

„Aber davon haben Sie bisher keine Silbe gesagt!" fuhr Braunfisch auf.

„Es ist das erste Mal, daß Sie mich darüber befragen," erwiderte Hollfeld unbefangen und mit derselben unbeweglichen Gelassenheit wie bisher.

Der Herr Amtsrichter räusperte sich. Dieser Zeuge hatte etwas Unangenehmes für ihn. Er hatte geradezu etwas Impertinentes.

„Das sind doch aber ganz auffällige Sachen," sagte er. „Als sich Herr Rosenau in sein Zimmer begab, war es halb eins. Er begab sich dorthin, um zu schlafen — und um Eins ist er noch wach. Und außerdem wollen sie sich gleich gedacht haben, daß er noch wach ist?"

Hollfeld erwiderte nichts. Es wurde ja auch keine Antwort von ihm verlangt.

„Nachdem Sie dann Herrn Rosenau verließen — wo gingen Sie hin?"

„Nach dem Bahnhof."

„Nach dem Bahnhof? Was hatten Sie dort zu thun?"

„Ich pflege dort im Restaurant seit Jahren zu Mittag zu speisen."

Das war an sich nichts Auffallendes. Die Bahnhofsküche war wegen ihrer Güte bekannt.

„Wie viel Zeit brauchen Sie zu diesem Wege?"

„Ungefähr zwanzig Minuten."

„Das wäre aber auffallend wenig."

„Ich nehme den Weg über die Felder, er bietet eine große Abkürzung."

Es war nicht klar, was der Herr Amtsrichter eigentlich mit diesem letzten Fragepunkt bezweckte oder regte sich in ihm vielleicht ein Argwohn gegen Hollfeld selbst. Indessen verfolgte er den Fragepunkt nicht weiter. Hollfeld's Vernehmung war hiermit zu Ende.

„Es wäre möglich, daß ich in nächster Zeit noch einmal oder auch mehrere Male Sie zu sprechen habe. Deshalb muß ich Sie fragen, ob Sie etwaige Reisen vorhaben?"

Nein — zu verreisen hatte Hollfeld vorläufig nicht, und er stand jederzeit dem Herrn Amtsrichter zur Disposition. Damit war er entlassen.

Zwei Tage später wurde Herr Rosenau, nachdem der Staatsanwalt die Leiche freigegeben hatte, zu Grabe getragen. Der Friedhof konnte die Menge der Leidtragenden und der Neugierigen kaum fassen. An der Gruft sprach der Herr Pastor sehr schöne Worte und als Trost für die Hinterbliebenen hob er hervor, daß der theure Todte ohne Schmerz dahingegangen war. Auch das gesegnete, das vorbildliche Andenken des Geschiedenen müßte ihnen zum Trost gereichen, sowie ferner, daß ihnen in einem treuen Diener desselben eine Stütze verblieben sei. Aller Augen richteten sich bei diesen Worten auf Hollfeld. Er stand dicht neben Renate. Sie hatte ihn selbst darum gebeten, in ihrer Nähe zu bleiben — und gehörte er nicht auch, wie Alle wußten, so gut wie zur Familie? Renate sah in ihrem Trauergewand so schön aus wie noch nie. Der lange fließende schwarze Schleier machte ihre Gestalt größer als sie war. An der offenen Gruft rannen ihr noch einmal die Thränen über die blaß gewordenen Wangen, aber neben dem Schmerze um den bitteren Verlust stand noch etwas in ihrem Gesicht, nur Hollfeld gewahrte es, sonst Niemand. Auch Tante Pinchen bemerkte nichts davon. Unaufhörlich hatte sie in diesen drei Tagen allen Leuten, die etwas davon wissen wollten, erzählt, wie ihr Bruder ihr noch in den letzten Tagen gesagt hatte, welche Stütze er an ihr gefunden und wie dankbar er ihr sei. Nun hatte er nicht einmal sein Testament gemacht. Tante Pinchen erregte damit allgemeine Anerkennung und Theilnahme. Im Uebrigen gab es Leute in der Versammlung, welche auch jetzt noch an eine Mordthat nicht glauben wollten. Die Redereien Schmiedecke's und seines Freundes, des Schlossers, waren wie ein Flugsamen gewesen. Hier und dort hatten sie Wurzel gefaßt, selbst in die Condolationen und die theilnahmsvollen Fragen, die Renate von allen Seiten entgegennehmen mußte, drängten sich ihre Spuren hinein, und Renate, schon vorbereitet durch die überstandene amtliche Vernehmung, hörte sie wohl heraus. Sie beherrschte sich aber. Selbstbeherrschung! Vielleicht hatte sie schon vor dem Tode ihres Vaters die Kraft dazu, ohne daß Jemand etwas davon ahnte, nöthig gehabt. In den letzten Tagen hatte sie jedenfalls darin eine große Uebung gewonnen.

Die Trauerversammlung löste sich auf und Renate stieg mit Tante Pinchen in den nun vorfahrenden Wagen. In Ermangelung eines Dieners öffnete Hollfeld, bescheiden dabei in den Hintergrund tretend, den Schlag. Vielleicht aber, daß er dabei eine bestimmte Absicht hatte, etwa die Absicht, sich so noch einmal Renaten vor Augen zu bringen. Seine — wenigstens äußerlich betrachtet — unaufdringliche und so selbstlose Ergebenheit war seit der ersten Stunde, wo Renate ihrer bedurfte, dieselbe geblieben. In der Fabrik, die heute natürlich geschlossen war, ging Alles seinen gewohnten Gang, das war nur ihm und seiner Umsicht, seiner Fürsorge zu danken. Jede Sorge nahm er von ihr. Er breitete seine Flügel über sie. An das alte, jahrelang in ihr aufgespeichert gewesene Vorurtheil gegen ihn dachte sie jetzt kaum noch. In den wenigen Tagen war es geronnen wie altes Gletschereis, das in der Sonne schmilzt.

„Ich hätte eine Bitte an Sie — daß Sie uns nach Hause begleiten," sagte sie nach einem kurzen Zögern, „ich hätte noch etwas mit Ihnen zu besprechen."

Er verneigte sich.

Der Wagen war ein Landauer. Er bot Hollfeld auf dem Rücksitz noch bequem Platz, und so rollte er mit allen Dreien davon. Ein leiser Regen begann von dem während des ganzen Tages schon grau behangenen Himmel hernieder zu rieseln, und das verdurstete Erdreich sog die mageren Tropfen gierig ein. Es war Abend geworden, aber die Länge des Sommertages ließ noch nichts davon spüren. Der Wagen fuhr um die Stadt herum. Nach einer Weile war man angelangt.

Tante Pinchen hatte im Hause mit Anna noch eine Menge Dinge zu erledigen. Renate war also ungestört mit Hollfeld allein. Sie bat ihn, mit ihr in den Salon zu kommen.

„Es ist keine geschäftliche, sondern eine persönliche, eine Familienangelegenheit, in der ich mich an Sie wenden möchte", begann sie, „mein Vater hat Ihnen so viel Vertrauen geschenkt, auch mir flößen Sie welches ein und eben deshalb möchte ich mit Ihnen über diese Sache reden".

Sie bot ihm einen Stuhl an, und entschlossen, obwohl es ihr sehr schwer zu werden schien, fuhr sie fort: „Sie werden ein Gerücht vernommen haben — man spricht hier und da davon, daß mein Vater nicht das Opfer eines Mordes geworden ist, sondern daß er selbst Hand an sich gelegt hat. Antworten Sie mir offen, haben auch Sie davon gehört?"

Allerdings hatte er das, aber sollte er es ihr gestehen?

„Ja", erwiderte er nach einigem stummem Ueberlegen, „aber eine solche Verleumdung darf Sie nicht bekümmern".

„Sie bekümmert mich nicht mehr. Nur die Wahrheit will ich wissen, ohne Schonung, und deshalb frage ich Sie: Sind Sie davon, daß mein Vater von fremder Hand getödtet worden ist, so überzeugt, daß Sie jede andere Möglichkeit, also auch die eines Selbstmordes für ausgeschlossen halten?"

Wieder ließ er, ehe er antwortete, eine Pause vergehen.

„Ja, davon bin ich überzeugt", „daß wir jetzt zwei alleinstehende sagte er dann.

Es war dunkel geworden. Kaum unterschied er noch ihr Gesicht. Absichtlich schien sie kein Licht zu bestellen.

„Dann wäre es also die Pflicht eines Jeden", fuhr sie fort, und ihre Stimme hatte etwas Gewaltsames. Erzwungenes, „eines Jeden, der dazu im Stande wäre, Alles zu sagen, was den Mörder an's Licht bringen könnte".

Er horchte auf.

Was meinte sie? In welchem Tone sprach sie?

„Das wohl ganz gewiß", erwiderte er, scheinbar von ihrer Frage nicht befremdet, einfach und schlicht.

Die Thür wurde geöffnet. Es war Tante Pinchen.

„Soll ich denn nicht Licht bringen lassen?" fragte sie.

Vom Korridor her fiel der Schein einer Lampe auf Renatens Gesicht. Renate sah verstört aus.

„Bitte, ja", erwiderte sie hastig der Tante, als fürchtete sie sich plötzlich vor dem Dunkel um sie her.

Anna hatte die Lampe schon in Händen und stellte sie auf den Tisch.

„Herr Hollfeld bleibt doch da zum Thee?" fragte Tante Pinchen.

„Gewiß", wendete sich Renate jetzt wie verwirrt zu ihm, „nicht wahr, Sie bleiben?"

Er bejahte selbstverständlich, aber vergeblich wartete er darauf, daß Renate das Gespräch fortsetzen würde. Offenbar hatte sie die Unterbrechung auf andere Gedanken gebracht und sie bereute, das Gespräch überhaupt angefangen zu haben, wenigstens brach sie es plötzlich ab oder gab demselben doch eine Wendung, die ihn täuschen sollte. Es war klar, daß sie sich in irgend einer Seelennoth befand, in der sie nach einem Ausweg tastete, nach einer sie führenden Hand. Schon hatte sie hilfesuchend die seine berührt, da schauderte sie — warum? — im letzten Augenblicke wieder davor zurück. Sie wußte etwas von der That! Vielleicht Alles! Warum dies ihr Benehmen nun? Aber nein, nicht jetzt war Zeit zu diesen Fragen. Sie durfte nicht einmal errathen, daß sie ihn beschäftigten. Und doch errieth sie ihn zum Theil.

„Sie wundern sich vielleicht über mich", sprach sie mit angestrengtem Lächeln. „Ich spreche, als müßte es einen solchen Menschen geben, der etwas davon zu sagen weiß. Die That ist am hellen Tage geschehen, und wäre es nicht wunderbar genug, daß sie dann für immer im Dunkeln bleiben sollte? Aber ich vertraue auf Gott. Die Rache ist mein, spricht er! Er wird den Mörder finden, er wird ihn strafen!"

Es klang beinahe, als sagte sie es sich zum Trost, um die Stimme in sich zu betäuben, die sie noch eben, wenn die Unterbrechung nicht gewesen wäre, vielleicht zu einer Mittheilung gedrängt hätte — und um sie glauben zu machen, daß es ihr gelungen war, ihn darüber zu täuschen, sagte er ihr einige dafür geeignete Worte.

Tante Pinchen kam mit dem Gedeck, Anna brachte den Thee, und das machte der Komödie ein Ende.

„Wünschen Sie Rum zu dem Thee, Herr Hollfeld?" fragte Tante Pinchen.

Hollfeld dankte.

„Sie können sonst welchen bekommen. Wir haben welchen im Hause".

Hollfeld dankte wirklich. Er fügte die Bemerkung hinzu, daß, wie er einmal von einem Theehändler gehört, nur in Deutschland die Unsitte herrschte, Rum in den Thee zu thun, wodurch der Thee um sein Aroma und seinen feinsten Geschmack käme; Tante Pinchen fand das äußerst interessant. und unvermerkt gab er dadurch der Unterhaltung eine behaglichere Wendung. Zum ersten Male seit dem Unglück wurde im Rosenau'schen Hause wieder einmal von etwas Anderem gesprochen. Man mußte zugestehen, daß Hollfeld, wenn er nur wollte, ein sehr fesselnder Erzähler zu sein verstand. Er las zu Hause die großen Zeitungen, die modernen Zeitschriften, sogar auf das Theater und die neue Literatur kam er zu sprechen, und wie sich nun herausstellte, auch musikalisch war er — er spielte Klavier.

„Herr Hollfeld", fiel Pinchen ein, „dann müssen Sie mit Renate später einmal vierhändig spielen, die Noten haben wir dazu, sie liegen immer so unnütz da. Das müssen Sie uns bestimmt versprechen".

Hollfeld sah Renate an.

Renate erröthete leicht. Sie fand allerdings, daß ihre Tante in der so schnell zwischen ihnen und Hollfeld zu Stande gekommenen Vertraulichkeit etwas zu weit ging, aber ein „Nein" wäre jetzt für ihn verletzend gewesen und das verdiente er nicht. Auch konnte sie sich dem ersten milderen Eindruck, der sich seit den letzten schrecklichen Tagen und zwar eben wieder durch Hollfelds Gegenwart um sie her verbreitete, nicht ganz entziehen. Sie war ihm einen Dank schuldig — schon für sein Taktgefühl, das ihn veranlaßte, auf den Vorschlag der Tante zu schweigen und damit die Entscheidung ihr selbst zu überlassen.

„Renate, meinst Du denn nicht?" wandte sich die Tante jetzt drängend an sie.

„Wenn Herr Hollfeld uns später zuweilen einen Abend dazu opfern will," entgegenete sie, „gewiß, so werde ich ihm dankbar dafür sein."

„Der Dank ist auf meiner Seite," antwortete er im Tone wärmster Ergebenheit.

(Fortsetzung folgt.)

## Eigenthümliche Krankheiten.

Epidemien, die an gewisse Orte gebannt sind.

Alle Reisende, welche in den letzten Jahren die Pamirs durchstreift haben, jenes wilde windige Hochplateau in Central-Asien, welches man sehr passend das „Dach der Welt" genannt hat, wissen etwas über das „Penjdeh-Zeitmal" zu berichten. Diese merkwürdig gestaltete Narbe ist die Hinterlassenschaft einer besonderen Krankheit, welche die in Penjdeh lebenden Leute befällt und zwar nur diese unter den Millionen von Erdbewohnern. Anfangs zeigt sich ein kleines aber bösartiges Geschwür im Gesicht und am Hals. Später vergrößern und verbreiten sich dieselben über den ganzen Körper, indem sie nicht nur die Oberfläche sondern auch die tiefer liegenden Gewebe angreifen. In diesem Zustande ist natürlich jede Wiederherstellung aussichtslos; aber auch in vergleichungsweise milderen Fällen erfordert die Krankheit Monate, ja Jahre, zu ihrer Heilung.

Der „Biskra Bouton" ist nur in der schmutzigen Algierischen Stadt endemisch, von der er den Namen führt. Er beginnt als kleiner fleischiger Knopf; nach einer Woche ungefähr löst sich der Schorf und hinterläßt ein brandiges, sehr bösartiges Geschwür, welches sehr schwer zu heilen ist. Man sagt, daß unter den 7—8000 Einwohnern, deren sich Biskra rühmt, nur wenige sind, die nicht durch die eigenthümlichen Blatternarben ähnlichen Gruben entstellt sind, welche diese ekelhafte Krankheit unweigerlich zurückläßt.

### Schlaffsucht im Congobecken.

Zwei merkwürdige Krankheiten gibt es, die entweder jede allein oder vereint die Leute befallen, welche sich im Congobecken niederlassen. Die eine ist die Schlaffsucht, eine schreckliche, geheimnißvolle und absolut tödtliche Krankheit. Anfangs ist der Patient nur schläfrig; dann schläft er fast beständig und erwacht nur, wenn er gewaltsam geweckt wird, um seine Nahrung zu sich zu nehmen. Schließlich tritt vollständige Empfindungslosigkeit ein, er wird nicht mehr wach, um essen zu können und stirbt direkt den Hungertod.

Die zweite ist noch merkwürdiger, aber glücklicherweise nicht immer tödtlich. — Sie ist unter den Specialisten für tropische Krankheiten unter dem Namen „Ainhum" bekannt. — Dieses aus der Sprache der Eingeborenen stammende Wort bedeutet „Säge" und ist ein passender Name für eine Krankheit, deren typische Erscheinung in der langsamen Amputation einer oder mehrerer Zehen des Opfers besteht. Dieselbe vollzieht sich vermittelst eines gezackten knorpeligen Ringes, der rund um das Gelenk des afficirten Gliedes wächst, gerade da, wo es mit dem Fuß verbunden ist. Sobald der Ring geschlossen ist, zieht er sich zusammen und die Zehe fällt, wenn auch nicht so schnell, doch so glatt ab, als wenn sie durch das Messer des Chirurgen abgetrennt wäre.

### Die Choleragegend am Ganges.

Mit der schrecklichen asiatischen Cholera ist die Welt jetzt so vertraut geworden, daß die Leute ganz vergessen, daß es auf der Erde einen Ort giebt, und streng genommen merklich nur einen einzigen, wo sie endemisch ist. Diese Choleragegend ist ein niedriger sumpfiger Distrikt im Gangesdelta, unmittelbar unterhalb der Stadt Calcutta gelegen und an Ort und Stelle als „The Sunderbunds" bekannt.

Den Europäern ist die Gegend völlig unzugänglich, nicht allein wegen der Ueberschwemmungen und der zahllosen Tieger, sondern hauptsächlich wegen des tödtlichen Fiebers, welches Jeden befällt, der sich nur kurze Zeit daselbst aufhält.

Man kann sich leicht vorstellen, wie dicht gehäuft der thierische und vegetabilische Stoff ist, der in diesen schrecklichen Einöden der Zersetzung anheimfällt und wenn zu dieser natürlichen Verpestung noch der Unrath kommt, der durch den Hugliflluß aus einer ungewöhnlich dicht bevölkerten Stadt herabgeführt und abgelagert wird, kann ein Laie es begreifen, daß hier eine ganz bestimmte Flora und Fauna von Mikroorganismen und darunter speciell der Cholerabacillus entwickelt wird.

Als im Jahr 1874 zahlreiche englische Ingenieure und Erdarbeiter sich entschlossen, nach Cerro de Pasoo in Peru zu gehen, um sich am Bau der Anden-Eisenbahn zu betheiligen, hatten sie es sich nicht träumen lassen, daß viele von ihnen zu einem schleichenden Tode an einer merkwürdigen Krankheit verurtheilt waren, deren Name damals in Europa nicht einmal bekannt war. Die Krankheit, um welche es sich handelt, heißt Verrugas (spanisch: Warze) und kommt nur in einzelnen tiefen Thälern des dortigen Hochlandes vor. Hier ist sie allerdings endemisch und fürchterlich verderblich, speciell für den unacclimatisirten Weißen.

In schlimmen Fällen wird die ganze Körperoberfläche mit schwammigen, warzenförmigen Erhebungen bedeckt, deren Größe zwischen einer Himbeere bis zu einem Tauben-Ei schwankt. Aus jeder derselben quillt das Lebensblut des Erkrankten, bis er an Erschöpfung zu Grunde geht.

### Felsenfieber in Gibraltar.

Die Lombardei ist die einzige Gegend, wo das Pellagra fortwährend haust. Es ist das jene geheimnißvolle Krankheit der Neuzeit, die dem Genuß von verdorbenem Mais ihre Entstehung verdankt und die seit dem Jahr 1833, wo sie zuerst bekannt wurde, den Tod von, wie man berechnet hat, mehr wie 500,000 Bauern veranlaßt hat.

Der „Mandalay Ringwurm" ist in ganz Burma bekannt und gefürchtet, aber selbst der unwissendste Burmese weiß, daß er ihn nur innerhalb der alten Hauptstadt bekommen kann.

Aehnlicher Weise ist das „Felsenfieber" lediglich auf Gibraltar beschränkt, obwohl es wahrscheinlich, daß das sogenannte Malta Fieber, welches nur auf dieser Insel, und zwar nur im Frühling und Herbst auftritt, nahe damit verwandt ist.

Die Aleppo-Krankheit ist in keiner anderen Stadt Klein-Asiens bekannt, ebenso wie die von den englischen Soldaten so gefürchteten „Delhi-Beulen" auf diese Stadt beschränkt sind.

Auch in England giebt es einige, allerdings weniger gefährliche Krankheiten, die in einzelnen Gegenden endemisch sind, so z. B. der „Derbyshire Hals" und die „Devonshire Kolik". Ersterer, eine Art Kropf, verdankt seine Entstehung dem mit Kalk- und Magnesiasalzen gesättigten Trinkwasser, letztere rührt von dem durch Blei verunreinigten Apfelwein her.

### Ein Gentleman schwitzt nie.

Unter dem Namen „Beau" Brummel figurirte am Hofe Georges des Vierten von England zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein gedenkhafter Mann, dessen Erfindungsgeist auf dem Gebiet der Mode dem verschwenderischen Hofleben George's des Vierten dienstbar war. So „erfand" Brummel die gesteiften weißen Binden, welche den Hals bis zu den Ohren einschnürten, aber nichtsdestoweniger Jahrzehnte lang das Entzücken aller englischen Stutzer bildeten. Selbst der König fand die unbequemen Kravatten reizend und huldigte durch das Tragen derselben dem Genie Mr. Brummel's. Nur der Leibarzt Georg's hatte den Muth, die Halsbinden als natur und gesundheitswidrig zu bezeichnen. „Bedenken Sie doch," sagte er zu Mr. Brummel, „wie man im Sommer in diesen Dingern schwitzt!" Allein Beau Brummel schleuderte dem Ignoranten einen verächtlichen Blick zu und sagte: „Ein Gentleman schwitzt nie!" Dieser hoheitsvolle Ausspruch Brummel's wurde am Hofe George's des Vierten zum geflügelten Worte, mit dem man alle die Unbequemlichkeiten zu entkräften pflegte, welche der Zwang höfischer Etiquette und Mode mit sich brachte.